

Arnold Theiler: Aus Transvaal

**Bericht über den Veterinärdienst
im Burenkrieg, 1901**

**Schweizerische Vereinigung für Geschichte der
Veterinärmedizin
Association Suisse pour l'Histoire de la
Médecine Vétérinaire**

Neujahrsgabe 2015 – Etrennes 2015

Bildnachweis (S. 320):

Gutsche, Thelma: There was a Man. The Life and Times of Sir Arnold Theiler K.C.M.G. of Onderstepoort. Howard Timmins. Cape Town, 1979.

Bibliographie von Sir Arnold Theiler im Schweizer Archiv für Tierheilkunde, 1936, 78: 445-456.

Beilage zu einem Teil der Auflage:

Theiler A.: L'Aphosphorose naturelle et expérimentale des Bovidés. Casablanca, 1931.

späteren Rektors der Bezirksschule Frick, F. Theiler, eines ausgezeichneten Lehrers und naturwissenschaftlichen Beobachters. Nach veterinärmedizinischen Studien in Bern und Zürich wanderte er im Jahre 1891 nach Südafrika aus, wo er sich unter den widrigsten Verhältnissen durchs Leben schlug, früh seines linken Armes durch eine Maschine beraubt.

Eine gefährliche Pockenepidemie in Johannesburg gab ihm Gelegenheit, seine wissenschaftlichen Fähigkeiten und sein organisatorisches Können als Leiter eines Laboratoriums für die Herstellung von Pockenlymphe zur Probe zu stellen. Er gewann das Vertrauen des ebenso autokratischen wie klugen Präsidenten Paul Krüger, wurde bald Landestierarzt des Transvaal und leitete als solcher den Kampf gegen die Rinderpest, die im Jahre 1896 über Wild und Vieh vernichtend einbrach.

In Daspoort richtete er eine primitive Arbeitsstätte ein und nahm eine Forschertätigkeit auf, die erst mit seinem Tode enden sollte. Sie wurde kurze Zeit unterbrochen durch den unglücklichen Krieg gegen England, an dem Theiler als Pferdarzt der südafrikanischen Staatsartillerie teilnahm.

Nach der Besitznahme des Landes entfalteten die Engländer eine ebenso großzügige wie segensreiche organisatorische Tätigkeit. Verheerende Tierkrankheiten lasteten schwer auf dem Lande. Der weitsichtige Lord Milner hatte einen guten Griff, als er 1902 Theiler zum Veterinärbakteriologen für den Transvaal ernannte. An Stelle der Baracke von Daspoort entstand ein kleines Laboratorium. Die Bekämpfung der Rinderpest war die erste Sorge. Aber auch die Trennung der zahlreichen, oft im gleichen Tiere lebenden Blutparasiten wurde nun systematisch in Angriff genommen und eröffnete neue Wege der Bekämpfung.

Mit dem Erfolg wuchs auch die Arbeit. Zu ihrer Bewältigung wurden Mitarbeiter gewonnen. Das Laboratorium vermochte bald nicht mehr zu genügen.

Dank der Weitsicht des Ministerpräsidenten Louis Botha, der zugleich das Ministerium der Landwirtschaft inne hatte, konnte in Onderstepoort, nördlich der „untersten“ Klus (Poort) im Norden von Pretoria eine prächtige Versuchsanstalt für die Erforschung von Tierkrankheiten gebaut werden, die 1908 bezogen wurde.

Damit waren die Bedingungen für eine großzügige Bekämpfung der Tierkrankheiten gegeben.

Als der Transvaal, die Kapprovinz, der Oranje Freistaat und die Provinz Natal in der stark zentralisierten Union vereinigt

keit ins Auge zu fassen, wie er stets wachsam blieb, daß den Tatsachen nicht Gewalt angetan wurde. Bei ihm war Theorie das, was sie etwa dem Physiker ist, der Inbegriff dessen, was absorbiert und begriffen ist, nicht ein bloßes Spielen mit Ideen ohne tiefste Begründung. Wenn er auch den Kopf hoch trug zwischen ziehenden Wolken, so stand er immer mit beiden Füßen fest auf der Erde.

Um die Beschaffung der Mittel für ihre Arbeiten brauchten sich die Forscher um Theiler nicht zu sorgen und ihre ökonomische Stellung zu heben war ihm eine besonders wichtige Aufgabe. Er, der die Haltung und Pflege der Haustiere kannte, wußte auch um die Haltung und Pflege des Gelehrten. Wenn heute in Südafrika der Tierarzt eine besonders hohe gesellschaftliche Stellung einnimmt, so ist das Theilers Verdienst.

Als im Jahre 1920 die südafrikanische Veterinärfakultät gegründet wurde, hatte Theiler den Dozentenstab schon um sich. Er selber wählte die Pathologie und Klinik der Infektionskrankheiten und die Studenten lauschten mit Andacht dem Vater südafrikanischer Veterinärforschung.

1927 erreichte Theiler die Altersgrenze. Er trat zurück, ohne seine Forscherarbeit zu unterbrechen. Verschiedene Regierungen nahmen seine Dienste in Anspruch, wenn er sich nicht, wie in Luzern, in ein stilles Privatlaboratorium zurückzog, um seinen Knochenuntersuchungen obzuliegen, oder irgendwo auf die Schulbank saß, um sich in einem Gebiete neu einzuarbeiten. Auf diesen Herbst gedachte er in Bern zu sein. Das Material stand dort bereit. Jäh ist das Werkzeug seiner Hand entfallen.

Theilers Lebenswerk ist zu einem großen Teil in den vierzehn Bänden der Berichte des Direktors für veterinärmedizinische Forschung der Union von Südafrika niedergelegt, zum Teil in wissenschaftlichen Zeitschriften verschiedener Länder. Es kann hier nur in groben Zügen skizziert werden.¹⁾

Seine ersten Arbeiten beschäftigten sich namentlich mit den Protozoenkrankheiten, die, durch Zecken übertragen, in dem subtropischen Klima ganz besonders zahlreich sind. Ihre Trennung war um so schwieriger, als viele Tiere verschiedene dieser Parasiten gleichzeitig beherbergten. Bedeutete schon die Abtrennung der *Th. mutans* von *P. bigeminum* eine wichtige Entdeckung, so war erst recht ein guter Wurf die Erkennung des *Anaplasmas marginale*, des punktförmigen Parasiten roter Blut-

¹⁾ Ein Verzeichnis der Publikationen Theilers soll später veröffentlicht werden.

Urteils stempeln viele davon zu klassischen. Wenn ihre Länge etwa kritisiert worden ist, so ist zu bedenken, daß es für Onderstepoort nützlich war, das Tatsachenmaterial, auf das sich die Arbeiten stützten, möglichst vollständig und leicht zugänglich festzuhalten.

Theiler durfte den Erfolg seiner Arbeit erleben. Die Welt, die dem Sprachgewandten und Vielgereisten zur zweiten Heimat geworden war, hat ihn mit Ehren überhäuft. Zu seinem Berner Doktor, den er im Jahre 1902 erworben hatte, gesellten sich sieben Ehrendoktoren, zwanzig wissenschaftliche Gesellschaften ernannten ihn zum Ehrenmitglied oder zum korrespondierenden Mitglied. Eine Reihe von seltenen Denkmünzen wurden ihm als besondere Auszeichnungen verliehen, einige als erstem Träger. Der König von England ernannte ihn 1914 zum Ritter des Ordens St. Michael und St. George, der König von Belgien zum Ritter der belgischen Krone.

Er ist trotzdem ein einfacher Mann und ein guter Schweizer geblieben. Davon zeugen nicht nur seine Schenkungen an Schweizer Museen, mehr noch die schlichte Schweizer Art, die in seinem arbeitsamen Heim herrschte, wo seine vier Kinder aufwuchsen, unter der liebevollen Obhut seiner tüchtigen Gattin, die ihm als Mutter und Hausfrau, als Privatsekretärin und Reisebegleiterin in allen Lebenslagen treu zur Seite stand.

Die Bedeutung Theilers als tierärztlicher Forscher liegt einmal in der großen Zahl origineller und vielfach bahnbrechender Untersuchungen.

Sie liegt ferner darin, daß er die grösste und beste tierärztliche Forschungsanstalt der Welt geschaffen und damit der Landwirtschaft von Südafrika unschätzbare Werte gerettet hat.

Theilers Organisation ist zum Vorbild für die Gründung und Einrichtung ähnlicher Forschungsstätten geworden, wie sie in den subtropischen und tropischen, später auch in andern Zonen entstanden sind.

Mit dem Einsatz seiner Persönlichkeit hat Theiler jener modernen Veterinärmedizin eine Bahn gebrochen, die nicht nur den Patienten behandeln, sondern die wichtigsten Tierkrankheiten radikal beseitigen will.

Sein Werk bleibt uns, als ein Grundstein, auf dem Generationen weiter bauen werden. Der Abschied vom Menschen Theiler ist trotzdem bitter für alle, die er in den Bann seines starken und doch so heiteren Wesens gezogen hat. *W. Steck.*

Kraftfutter zu sein, indem der Hafer mit Halm und Aehre verfüttert wird. Und doch gedeihen die Tiere wunderbar und halten sich in vorzüglichster Kondition. Diese Erziehung gibt dem Tiere in erster Linie Spielraum, seinen Verstand zu üben, was für afrikanisches Terrain nötig ist. Als Füllen springt es über Stock und Stein, vermeidet die unzähligen Termitenhäufen und Ameisenbärenlöcher, kennt die Sumpfgegend von weitem und weiß sich, wenn festgetreten, von selbst loszumachen und scheut wenig vor Mensch und Tier; alles Eigenschaften, die dem Reiter in erster Linie in der Nacht zu Nutzen kommen, wo man oft ganz und gar auf den Verstand seines Pferdes angewiesen ist, was ich im Feldzuge oft genug erfahren habe. Das Pferd wird, wenn nicht daran verhindert, nie müßig stehen, sondern sogleich hingehen und weiden; das Gras mag beschaffen sein, wie es will, trocken im Winter oder grün im Sommer, immer wird es genügend Nahrung zu finden wissen, um neben seinem regelmäßigen Dienst noch eine ordentliche Kondition zu behalten. Der südafrikanische Pferdekennner hat solche Tiere mit in den Krieg genommen und dieselben haben den Feldzug in Natal und im Vry-Staat mitgemacht und stehen immer noch im Felde. Der europäische Pferdekennner und Amateur hat anfänglich dem stallgefütterten Fettglatze den Vorzug gegeben und war damit angeführt. Bei der unregelmäßigen Futterlieferung, unregelmäßigen Arbeit, und allen klimatischen Einflüssen ausgesetzt, versagte es bald. Zum Glück waren letztere Fälle in der Minderzahl, aber das Beispiel war so auffallend, daß es zur warnenden Illustration aufgestellt werden konnte. Die Erziehung des Pferdes, wie oben angeführt, hat aber noch andere, für den Felddienst sehr in Betracht kommende Folgen. Es entsteht ein Pferd mit besonderer Reinheit der Glieder, was offenbar auf den Umstand zurückgeführt werden muß, daß die Pferde erst spät oder überhaupt gar nicht beschlagen werden. Deren Huf ist ein Idealhuf. Nach allen Richtungen entspricht er den Anforderungen der Gesundheit. Er ist entsprechend klein und hart und so resistent, daß er lange im felsigen Terrain verwendet werden kann, bevor das Pferd zu schonen beginnt. Der Bur hat absolut keine Kenntnisse über Hufpflege, doch sind es zwei Gründe, die ihn meistens auf dem rechten Wege behalten. Einmal beschlägt er sein Pferd nicht, bis es zu schonen beginnt; kommt letzteres nie vor, wird

den gleichen Stempel aufdrücken. Man hat hier zu wiederholten Malen Anläufe gemacht, große Pferde zu züchten; da man sie aber afrikanisch erziehen will, also ohne Kraftfutter in der Jugend, kommt als Folge immer wieder das kleine Pferd zum Vorschein. Die hiesigen Pferde haben in der Regel auch eine gute Brust und einen großen Bauch; doch ist mir oft aufgefallen, daß eine verhältnismäßig große Anzahl schmalbrüstiger Tiere mit enggestellten Vordergliedmaßen und schmalen Kopf und Hals zu finden sind. Dieses ist der Nachteil der freien Zuchtwahl, die der Bur pflegt. Eine Mähre ist immer noch gut genug zum Züchten, auch wenn sie den Anforderungen eines Reit- oder Zugpferdes nicht immer entspricht. Ein gutes Reitpferd ist vierschritzig und solide.

Eine besondere Klasse Reitpferde stellen die sog. Basutoponys dar, die den Maximalansprüchen der Buren entsprechen; sie sind gedrungen, stark gebaut und haben Sehnen wie Stahl. Es ist das Produkt des gebirgigen Basutolandes, wo es frei in freier Zuchtwahl gedeiht. Allerdings soll am meisten edles, arabisches Blut in seinen Adern fließen. Als Wagenpferd wählt der Bur mit Vorliebe länger gebaute und größere Tiere, die in der südafrikanischen Rasse ebenfalls vertreten sind. Er weiß aus Erfahrung, daß, je mehr Boden ein Pferd deckt, es um so schneller vorwärts kommt. Von diesen Tieren in zwei-, vier- oder sechsspännigem Zuge verlangt man 60 englische Meilen pro Tag ohne besondere Fütterung.

Der Charakter des hiesigen Pferdes ist von Natur aus sehr gutartig. Böartige Hengste und widerspenstige Mähren gehören zu den Ausnahmen. Hengste und Mähren werden von den Buren selten zur Arbeit verwendet. Ferner verwendet er seine Reitpferde nicht gern als Zugpferde und umgekehrt. Der Krieg hat natürlich mit vielen dieser Gewohnheiten gebrochen. Das gute Burenreitpferd ist wohl das Non plus ultra der Pferdefrommheit. Es hat keine Tücken und läuft nicht weg, wenn gesattelt. Wenn der Reiter absteigt, wirft er dem Pferd den Zügel über den Kopf, daß er auf den Boden hängt und in dieser Stellung steht das gutmütige Tier stundenlang; höchstens weidet es in seiner nächsten Umgebung. Diese Eigenschaft war für die Jagd unerlässlich und hat sich beibehalten. Die Tiere sind auch feuerfest, woran sie der Bur schon beim Einbrechen gewöhnt. Solch ein Pferd ist für den Krieg ein wesentlicher Faktor. Alle Buren sind beritten; man kann sie

Die Gangart der südafrikanischen Pferde bietet etwas Eigentümliches; sie ist keine natürliche, entspricht jedoch ganz und gar dem Burencharakter, der überall größte Bequemlichkeit sucht. Schritt gehen kennt der Bur nicht. Was er Schritt nennt, ist eine schnellere Gangart, wobei das Pferd ganz kleine Schritte macht. Traben kennt er auch nicht, das wäre zu ermüdend. Die schnellere Gangart ist eine Art Galopp, in der Schnelligkeit zwischen seinem Schrittgehen und dem eigentlichen Galoppieren. Letzteres kommt nur in Notfällen zur Verwendung. Sehr beliebt, ja als Idealgang betrachtet, ist der Trippelar, der Paßgänger, welcher gewünschte Schnelligkeit und Bequemlichkeit vereinigt. Man erkennt also faktisch den Bur am Reiten, wie dieser auch darin wieder den Europäer erkennt und gegenseitig lacht man sich eben aus. Außerdem sind auch die Begriffe des Sitzens verschieden. Der richtige Bur sitzt mit einer Art Nonchalance auf seinem Klepper; die Zügel hängen meist auf dem ziemlich gestreckt getragenen Halse; Sporen werden durch einen Sjambok (Riemen aus Nilpferdhaut) ersetzt, den er in der Hand trägt. Der gute Afrikanerreitkünstler aber sitzt mit Eleganz: Körper und Beine stehen in einer schiefen Ebene, die Beine nach vorne gespreizt in den meist kurzen Steigbügeln, Fußspitzen nach außen und der Steigbügel am Absatz!

Der Bur schont sein Pferd unter allen Umständen, sei er im Anmarsch auf den Feind, oder auf der Verfolgung, oder auf der Flucht. Wenn nicht absolut notwendig, wird er nie sein Pferd durch Jagen abmüden, welchen Vorwurf er dem Europäer macht. Ferner wird er kaum mehr als zwei Stunden marschieren ohne anzuhalten, selbst nicht beim Verfolgen des Feindes oder auf der Flucht, nur wird die Dauer des Haltens je nach Umständen kürzer oder länger sein. Bei jedem Halt wird regelmäßig abgesattelt und abgezäumt, worauf der Bur das Pferd kniehalftert, d. h. er bindet den Halfterriemen um das eine oder das andere Knie, so daß der Kopf in gebeugter Haltung gerade genug Freiheit hat, um auf dem Boden ungeniert das Futter erreichen zu können. Das Pferd wird zunächst hingehen, sich strecken und pissen, dann rollt es sich. So lange beobachtet der Bur sein Pferd genau; denn er will sich selbst überzeugen, ob alles in Ordnung ist. Obiges ist das Minimum der Erholung, die dem Pferd erlaubt wird, wenn es der Bur sehr eilig hat. Gewöhnlich jedoch läßt er demselben

hat die Regierung die Freiwilligen und die armen Bürger im Verlaufe des Krieges auch damit ausgerüstet. Da beim Ausbruch der Feindseligkeiten nicht genug Sättel vorhanden waren, wurden solche im Lande selbst hergestellt und zwar recht primitive Dinger, die für Pferd und Reiter eine Qual waren. Sie bestanden aus zwei schwach gepolsterten Stegen, vorne und hinten durch einen eisernen, zu flach gebogenen Zwiesel verbunden. Darüber war ein Stück Sohlleder gespannt, welches am Rande scharf geschnitten war. An den Stegen war beidseitig ebenfalls je ein Stück Leder befestigt, eine Imitation von Satteltaschen. Das Knie stieß gegen die Befestigung der eisernen Zwiesel. Es ist einleuchtend, daß solch ein Sattel erst, wenn eingeritten, eine gewisse Bequemlichkeit bot, dann aber nicht mehr auf den Pferderücken paßte, ohne zu drücken. Der Bur weiß einen guten Sattel zu würdigen, und wo immer er im Felde Gelegenheit hatte, seinen Sattel gegen einen bessern auszutauschen, that er es. Es ist dieses eine Art Beutemachen, die bald in Diebstahl ausartete. Weitaus die meisten Buren waren mit passenden Sätteln ausgerüstet. Da jeder sein Pferd genau kannte und schon vorher all die kleinen Fehler seines Sattelzeuges korrigieren konnte, kam er dazu, wenn auch nicht gerade einen schönen, so doch einen für ihn und sein Pferd passenden Sattel zu haben. Schabracken braucht der Bur wenig, eine Decke für das Pferd sieht man verhältnismäßig selten. Als Putzzeug nimmt der eine oder der andere vielleicht einen Kamm mit, nicht immer eine Bürste. Sind hingegen Kaffern zur Bedienung vorhanden, muß die Reinigung der Pferde täglich vorgenommen werden. Er selbst braucht dazu so wenig Zeit als möglich, auch wenn er nichts anderes zu thun hat. Die allgemeine Idee ist, daß ein Pferd in guter Kondition wenig Hautpflege braucht. Da der Bur persönlich schon ein wenig wasserscheu ist, so kommt auch beim Pferd diese Reinigungsprozedur nur wenig zur Geltung. Der Bur führt auch keinen Kopfsack mit sich. Die Pferde fressen das Haferstroh, den Mais und den Saathafer aus einem ausgebreiteten Sack oder öfters noch direkt vom Boden. Wo Material und Umstände es erlauben, wird eine Krippe aus Säcken oder Brettern gemacht. Fouragierstrangen und Futternetze sind nicht nötig, weil man in Südafrika kein Heu kennt und die hiesigen Pferde verschmähten die komprimierten, importierten Heubündel der Engländer. Wenn

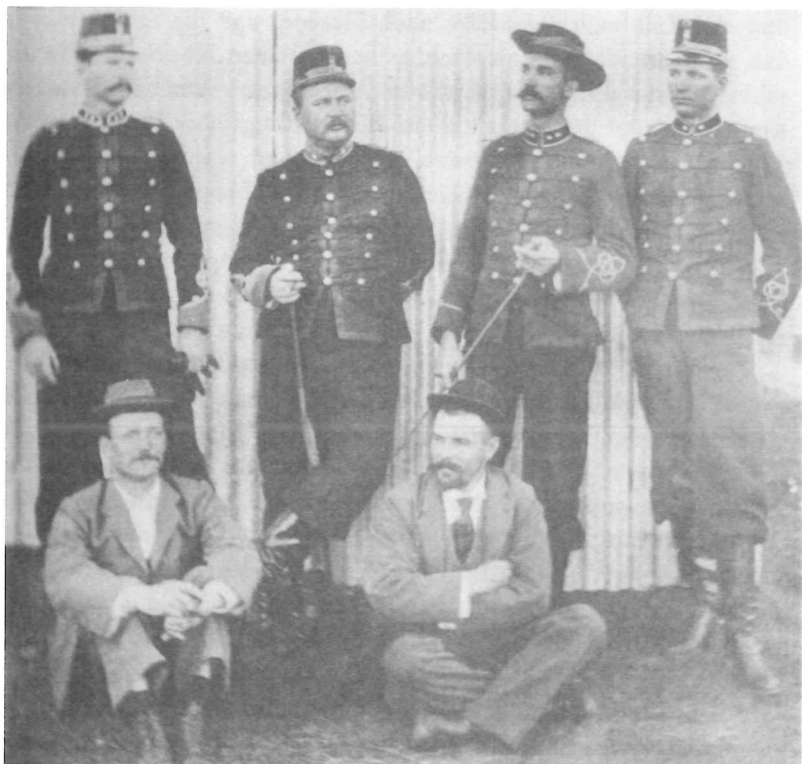
Pferdestände und -Gänge aufmerksam machte. Sonst aber waren die Ställe musterhaft und die Volksraadsmitglieder in ihren Kritiken bei der Budgetberatung hatten Ursache zu sagen, daß die Artilleriepferde besser wohnen als sie selbst. Die Einteilung der Pferdestände in durch Scheidewände getrennte Buchten war ein enormer Vorteil gegenüber früher zur Bekämpfung des Rotzes, der unter den früheren Artilleriepferden in den alten Stallungen in schrecken-erregender Weise wütete. Ich erhielt den Auftrag, alle jene Pferde vor ihrer Einstellung in die neuen Räume zu untersuchen, was ich mit Hilfe von Mallein konsequent durchführte, worauf über 80 % derselben reagierten. Diejenigen, welche nicht reagierten, kamen wieder in Dienst und konnte ich konstatieren, daß sie in der Folge frei von Rotz blieben. Wurde später wieder Rotz importiert, war es immer leicht, weitere Ansteckung zu verhüten dank jener Buchten und dem Mallein. Von großem Nutzen waren die Stallungen zur Zeit der südafrikanischen Pferdesterbe. Es war geradezu eine Ausnahme, wenn selbst zur gefährlichsten Zeit ein Pferd an Sterbe erkrankte. Ungefähr bis zum Kriegsausbruch bestand die Artillerie aus vier Batterien, die aber nach europäischen Begriffen nie mit genügend Bespannung versehen waren. Es gab eine sogenannte französische Batterie zu sechs Creusotkanonen, zwei Krupp-Batterien zu vier Kanonen. Die vierte Batterie war nominell. Für den Kriegsfall kamen noch eine Haubitzenbatterie, 20 Vickers-Maximkanonen, 2 Maxim-Nordenfelt, verschiedene ältere Dinger und vielleicht noch etwa 30 kleinere Maxims dazu. Bei Kriegsausbruch wurde diese Organisation sofort gebrochen und die Batterien getrennt, so daß nun eine Batterie z. B. aus 2 französischen Kanonen, 2 Krupp- und 2 Vickers-Maxim (sog. Pompon) bestand. Diese Geschütze hatten regelrechte Bespannung. Die Haubitzenbatterie, die übrigen nicht eingeteilten Vickers-Maxim und die kleinen Maxims wurden durch Maultiere gezogen und vom Bocke aus geleitet. Die vier großen 15,5 cm Creusotkanonen, welche für die vier Forts bestimmt waren, wurden auch mit in das Feld genommen und waren mit Ochsen bespannt.

Der Bestand der Pferde war zu keiner Zeit dem Bedürfnis entsprechend, da nicht genug große und starke Tiere zu finden waren. Letzteres ist auch die Ursache, warum die sogenannte dritte Linie aufgegeben wurde mit Pferden bespannt zu werden und man

wenn sie als einzelne Reiter detachieren. Das Geschütz hingegen geht im Schritt, Trab oder Galopp, denn eingespannt können die Tiere die unnatürliche Gangart des bequemen Burenreiters nicht länger einhalten. Es liegt nicht im Charakter der Buren, ins Feuer aufzufahren, wie ich es in der Rekrutenschule so oft mitgemacht habe und wie ich es bei den Engländern in mehreren Gefechten am Tugela bewunderte. Die Artillerie zieht hinter irgend einem Bergkamm hin, spannt ohne Kommando flink aus und zieht die Kanonen in Position. Dieses ist möglich, weil der Bur nur selten offensiv vorgeht und den Feind nur in günstigen Stellungen erwartet. Die Pferde werden während dem Feuer nicht weit entfernt in ein gutes Versteck gebracht oder, was ich sehr häufig sah, man ließ dieselben angeschirrt unter Bewachung etwas abseits weiden.

Die Beschirrung der Artillerie ist durchgehend das Brustblattgeschirr. Zur Ausrüstung der Batterien, wie sie von Creusot und Krupp bezogen wurden, gehörten auch jene Ordonnanzen. Aber der Afrikaner weiß mit dem Kummel nicht umzugehen und hat man deshalb ein eigenes System eingeführt. Es blieben natürlich die Zugstrangen. Jedes Geschirr ist mit Vorder- und Hinterzeug versehen zum beliebigen Wechseln der Pferde. Der Sattel ist ziemlich schwer, aber solide gearbeitet und kann einzeln ohne Geschirr verwendet werden. Die Handpferde tragen keine Sättel. Das Packzeug für Mann und Pferd befindet sich auf einem der Nachwagen. Der Sattel beim detachierten Reitpferd wird durch sogenannte Steigriemen und Schwanzriemen nach vornen und hinten fixiert. Beides sind nützliche Vorrichtungen, die im gebirgigen, steinigen Terrain ein Rutschen des Sattels verhindern sollten. Die Fütterung der Pferde in Friedenszeiten war reglementarisch geordnet, aber in praxi anders ausgeführt, jedoch keineswegs zum Nachteil der Pferde. Im Gegenteil, die best genährten Tiere fand man immer bei der Artillerie, die auf ihre schwarze, weiße und braune Batterie nicht wenig stolz sein konnte. Die Hauptnahrung bestand aus Hafergarben, dem hiesigen Universalfutter, zeitweise wurde auch Manna (eine Art Sorghum), das die Pferde ungern fraßen, verabreicht und wenn die Haferpreise zu hoch gingen, auch etwa Mais. Saathafer war im Vorrat vorhanden, kam aber selten zur Verwendung. Erst im Kriegsfall, kurz vor der Ankunft

der Pferde Teerlappen zu verbrennen und dann dieselben auf verfaultem Dünger herumzusprengen, denn er als Pferdebur und mit Pferden groß geworden, wisse am besten, was zu thun sei. Trotz dieser Leute und deren Anschauungen gelangte ich schließlich als Pferdarzt doch zur Geltung, aber das Los war kein beneidenswertes. Es gab hin und wieder Auseinandersetzungen mit den Höchstkommandierenden, da eben alte Ansichten gebrochen und Schlendrian verbannt werden mußte, um ans Ziel zu kommen. Es verdient hier noch Erwähnung, daß bei der oben angeführten Fütterung von Hafergarben Kolikfälle nie vorkamen. Erst wenn Mais zur Verwendung kam, traten hin und wieder leichte Fälle ein, aber mit tödlichem Ausgange registrierte ich in zwei Jahren nur zwei Fälle, den einen davon infolge eines innern Bruches, den andern infolge einer Darmberstung. Dieses schien mir umso auffallender, weil in Südafrika kein Pferd gefunden werden kann, das nicht mehr oder weniger mit Aneurisma der vorderen Gekrösarterie behaftet wäre, welchen Umstand man ja mit Kolik gerne in Zusammenhang bringt. Mais ist bei allen Pferdeburen im Rufe minderwärtigen Pferdefutters, einmal weil es gern Kolik oder eines dann wieder weil es Diarrhöe einleitet. Um diesen Uebelständen einigermaßen vorzubeugen, wird mit ganzem Mais ein wenig Salz gefüttert, lieber aber noch wird derselbe gebrochen verabreicht; gewöhnlich jedoch wird derselbe erst einige Stunden eingeweicht. Die Maiskoliken sind selten gefährlich; sie sind Ueberfütterungskoliken, wobei offenbar Schwellung der Maiskörner und schlechte Fermentation etwas zu thun haben. Jedenfalls sind die Entleerungen nach solchen Koliken arg stinkend. Ferner verdient Erwähnung, daß im Kasernendienst nie Rehe vorkam und doch ist sie hierzulande als eine Folge der Maisfütterung nur zu gut bekannt. Nicht selten aber bekam ich sie nach Exkursionen zu Gesicht, wo sie auf Ueberanstrengung zurückgeleitet werden konnte. Satteldrücke waren eine auffallende Seltenheit, ein Beweis des guten Nahrungszustandes der Pferde, des guten Sattelzeuges und der guten Reiter. Das änderte im Kriege allerdings, wie wir später sehen werden. Die meisten Leiden, die ich im Kasernendienst hatte, waren Hufleiden, dank dem Oberkommando, das Stallpferde behandelt wissen wollte wie die Burenpferde. Dazu fehlte anfänglich noch ein richtiger Beschlagdienst, der auch später nur mittelmäßig



Officers of the Staatsartillerie with Theiler seated on right and his friend, Lieutenant Mike du Toit standing on extreme left.

verschont. Sie zeichnete sich aus durch große Lichtscheue, geschwollene Augenlider und starkes Thränen. Fast ausnahmslos kam es zu sagoartiger Schleimansammlung im innern Augenwinkel. Der stetige Thränenfluß ätzte die Haare beidseitig strich- bis flächenartig weg und es entstand eine nässende Fläche, die oft in eine offene Wunde mit üppigen Granulationen überging. Die Cornea trübte sich meist leicht, öfters intensiv und es kam sogar zu Geschwürsbildung auf derselben. In den meisten Fällen heilte die Krankheit, aber meist nur nach einem chronischen Verlauf, der 1—3 Wochen dauern konnte. Namentlich der Entzündungsprozeß auf der Haut dauerte recht lange an. Als Komplikationen konnte ich chronische Entzündung des Thränensackes sehen, der dann als beulenartiges Säcklein vom innern Augenwinkel sich abhob. Manchmal war jene Partie perforiert, ja ganz weggefressen und ein Geschwür nahm die ganze innere und untere Augenwinkelpartie ein. Auf der Cornea blieben häufig Flecken zurück. Die Behandlung war am erfolgreichsten durch Aetzen der äußern Wunde mittelst Höllensteinstift. Die eigentliche Conjunctivitis war meist abgelaufen, wenn man meine Dienste requirierte. Die Uebertragung der Krankheit besorgten offenbar die Fliegen, welche bienenschwarmähnlich an den kranken Augen der armen Pferde saßen, die durch beständiges Kopfschütteln sich vergebens von diesen lästigen Eindringlingen zu befreien suchten. Es bestand in der That eine solche Fliegenplage, daß sie ans Ekelhafte grenzte. Die Ursache dazu lag natürlich in der Zusammenhäufung von Menschen, Pferden und Vieh und in der Abneigung der Buren gegen alle sanitärischen Maßregeln. So war die Umgebung von Ladysmith schließlich fast nur ein großer Düngerhaufen menschlicher und tierischer Abfälle. In der That begann die Conjunctivitis ihren contagiösen Charakter zu verlieren, als reichlicher Regen für eine Zeit lang mit dem lästigen Ungeziefer aufräumte.

Eine weitere seuchenartige Krankheit war das Auftreten einer eigentümlichen heftigen Laryngitis, die außerordentlich ansteckend zu sein schien und nur wenige Pferde verschonte. Direkt war sie kaum schädlich; aber als Folge blieben eine Reihe von Krankheitsformen zurück, die Ursache vieler Todesfälle und Dienstuntauglichkeit waren. Der Husten war krampfhaft; hatte ein Pferd einmal angefangen zu husten, konnte es sich kaum wieder erholen;

erkrankt waren und genasen, bald darauf an eigentlicher Sterbe eingingen. Ich konnte bis jetzt nicht erurieren, ob es eine für jene Gegend spezifische Krankheit war oder aber eine Kommandokrankheit, wie man füglich die beiden ersten nennen kann. Sie offenbarte sich durch hohes Fieber und Niedergeschlagenheit und Anschwellen der obern Kopfpforten, mit Vorwölben der Schläfengegend, Appetitlosigkeit und schnelles Zurückgehen im Ernährungs-zustand. Die Krankheit dauerte ungefähr acht Tage. Die längere Krankheitsdauer und die fast immer eintretende Genesung bildeten den Unterschied vom eigentlichen Dikkop der Pferdesterbe.

Als eine weitere eigentümliche Kommandokrankheit ist wohl die Diarrhöe aufzufassen. Dieselbe war meistens auf Maisfütterung zurückzuführen und ist ein nicht zu unterschätzender Faktor, wenn es sich darum handelt, die Pferde immer dienstbereit zu halten. Es gibt Pferde und Maultiere, die einfach keinen Mais, in welcher Form auch verabreicht, vertragen und jedesmal mit Diarrhöe reagieren, wenn sie davon verzehren. Solche Tiere, wenn zur Arbeit verwendet, versagen in der Regel bald den Dienst, werden außerordentlich müde, schwitzen bald und können sich schließlich kaum mehr vorwärts bewegen. Manch ein Reiter, der die Thatsache nicht kannte, wurde dadurch unberitten und fatalerweise kam es vor, daß gerade in kritischen Momenten die Tiere deshalb verlassen werden mußten. Im übrigen gibt es auch Pferde mit habitueller Diarrhöe, die bei jeder Art Fütterung sofort dünnflüssigen und wässerigen Kot entleeren, sobald sie sich einigermaßen anstrengen müssen, d. h. in schneller Gangart bewegt werden. Auch diese, wenn nur einigermaßen überanstrengt, versagen leicht und enden wie die obigen. Eine andere Diarrhöe, die ich als symptomatische bezeichnen möchte, beobachtete ich später bei englischen Pferden. Gegen die Diarrhöen konnte man sich einigermaßen schützen, wenn man die Vorsicht gebrauchte, die Tiere erst weiden zu lassen und dann den Mais zu verabreichen oder bei habitueller Diarrhöe durch Verabreichen von Adotring-Mitteln. Es ist hier eine landläufige Gewohnheit, derartigen Pferden Alaun in einem Säcklein verpackt an dem Gebiß zu befestigen, namentlich im Beginn des Rittes und in der That läßt sich dadurch recht oft eine Kalamität verhindern. Rotz habe ich auf Kommando selten beobachtet, während doch diese Krankheit in Südafrika sehr häufig

das betreffende Pferd einfach nicht gewachsen ist. Ruhe ist das einzige Heilmittel. Die Buren begießen die Pferde wenn möglich mit kaltem Wasser und sagen, es helfe. Rehe war bei Burenpferden ebenfalls eine nur seltene Erscheinung. Der Hitzschlag hat da und dort ein Opfer verlangt, namentlich bei Zugtieren. Es ist eine Ueberanstrengungskrankheit, die ähnlich dem Steifreiten bei weniger soliden Tieren vorkommen kann, ohne daß eine eigentliche Ueberanstrengung stattgefunden hat. Auch gegen Hitzschlag werden Begießungen mit kaltem Wasser angewendet. Zur Mortalität haben ferner Nässe und Kälte beigetragen. Es kam vor, daß im Ernährungszustand ganz ordentlich gehaltene Pferde infolge von Nässe und Kälte umstuden, ohne daß eine lokalisierte Krankheit auftrat. Es brauchte nur wenige Tage naßkalten Wetters und die Pferde und Maultiere verloren zusehends täglich an Fleisch. Trotzdem sahen sich nur wenige Reiter veranlaßt, während solchen Witterungen ihre Pferde mit Decken zu versehen, weil es den Leuten eben nicht in den Sinn kam. Das gute Beispiel anderer hat allerdings hin und wieder zur Nachhülfe beigetragen. Nässe und Kälte, gepaart mit Hunger und Anstrengung, waren wohl die häufigste Ursache der Abmagerung der Reit- und Zugtiere und litten namentlich die stallgewöhnten Pferde schrecklich darunter. So mußte unsere Artillerie in Natal während fünf Monaten zweimal remontiert werden. Derart heruntergekommene Pferde erkrankten nun leicht wieder an Dermatosen und Ungeziefer sammelte sich gern auf ihnen an. Eine der auffallendsten Hautkrankheiten war die sog. „Brandziekte“, wörtlich übersetzt „Feuerkrankheit“; eigentlich könnte man sie Hungerräude nennen. Doch muß verstanden werden, daß es keine durch Aeariden erzeugte Räude ist. Es ist eine Hautkrankheit, die meist nur bei magern Tieren vorkommt, gelegentlich aber auch auf fetttere übergeht. Es besteht kein Zweifel, daß sie ansteckend ist; ihre ursächliche Natur ist noch unbekannt. Sie besteht in einem Haarausfall an irgend einer Körperstelle, vorwiegend aber in der Sattellage, Rücken, Schwanz und Kopf, offenbar an den Stellen, wo sie durch Sattel und Zaum übertragen wurde oder durch Reiben sich infiziert hatte. Auf den Haarausfall folgt eine Abschieferung der Epidermis, worauf Juckreiz folgt und die Tiere sich blutig scheuern und es entsteht ein Ekzema, das mit der eigentlichen Krankheit nichts zu thun hat

so daß sie keine Plage ist. Häufiger aber findet man eine Pferde-
lausfliege, die empfindliche Tiere nahezu wahnsinnig machen kann.

Unglücksfälle, die hin und wieder Verluste unter Pferden
und Zugtieren verursachten, waren Ertrinken und Blitzschlag. Es
existieren nämlich in Südafrika keine oder nur eine minime Anzahl
Brücken und der Bur, der kaum weiter denkt, als von einem
Augenblick zum andern, hat sie nicht nötig; er passiert eben die
Furten. Nun kommt es aber bei den hiesigen, orkanartigen Stürmen
vor, daß innerhalb kurzer Zeit kleine Bächlein zu reißenden Strömen
werden und das Passieren der Furten höchst gefährlich wird. Unter
gewöhnlichen Umständen wartet man das Abfließen des Wassers
ab und wenn es auch Tage lang dauert, was man im Kriegsfall
eben nicht thun kann und gezwungen ist, das Leben zu riskieren.
Einzelne Reitpferde kamen weniger zu Schaden, als ganze Ge-
spanne Zugtiere, die sich beim Schwimmen in die Geschirre ver-
wickelten und ertranken. Blitzschläge in weidende Pferdeherden
waren ziemlich häufig. Es ging kaum eines jener heftigen, grausig-
schönen, südafrikanischen Gewitter vorbei, ohne daß in der Folge
der Tod verschiedener Pferde durch Blitzschlag rapportiert wurde.
So verendete eines meiner Pferde nicht weiter als 50 Schritte von
meinem Zelte. Man konnte am Halse einige versengte Stellen
beobachten, sonst absolut nichts.

Der Hufbeschlager auf Kommando verdient ebenfalls einige
Bemerkungen, da er dem großen, leitenden Organisationsgedanken
nach eingerichtet war, d. h. es wurde nichts dafür gethan. Jeder
Bur ist bis zu einem gewissen Grade sein eigener Hufschmied,
nach der Devise: Die Axt im Haus erspart den Zimmermann.
Im Feldzug war die Schmiederei mehr oder weniger ein Privat-
unternehmen einzelner, die auf einem Ochsenwagen einen Blasbalg
mitgeführt und bei Ladysmith und am Tugela richtige Essen ein-
gerichtet hatten. Daneben reparierten sie auch Wagen und der-
gleichen. Wollte man schnell bedient werden, so bezahlte man
bar, sonst genügte auch eine Ordre vom Kommandanten. Wie
bereits erwähnt, hatten die Burenpferde glücklicherweise gesunde
normale Hufe, so daß ein Beschlager nur bei der Minderzahl nötig
war und da die Eisen englische Manufaktur waren, bestund auch
weniger Gefahr, daß der Huf verdorben wurde. Stollen kennt man
in Südafrika nicht, höchstensfalls ließ man im steinigen Terrain

das beim Gedanken gesattelt zu werden sich schon krümmt, dadurch immer größere Schmerzen bereitend. Wenn die Geschichte dann bereits zu weit gegangen, legt man Decken als Schabracke unter, doch zu spät; denn in der Regel hat man es dann schon mit tiefliegenden Nekrosen, Fisteln und Abscessen zu thun. Die Behandlung im Felde ist unter diesen Umständen prekär und kann nur nach allgemeinen Prinzipien durchgeführt werden, wie die Wundbehandlung überhaupt. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß im südafrikanischen Kriege mehr Pferde durch Satteldrücke dienstunfähig geworden sind, als durch irgend eine andere Ursache und vielleicht mehr als durch alle andern Ursachen zusammengekommen. Neben diesen eigentlichen Sattelwunden gab es noch solche, die infolge der Befestigung verschiedener Artikel an denselben durch Reiben und Scheuern erzeugt wurden. Man könnte eine Art derselben Karabinerwunden nennen, da dessen Verschuß, gegen die Rippenwand stoßend, an derselben Haare und Haut wegfegte, so daß es zu einem ordentlichen Substanzverlust kam, bevor die Geschichte notiert ward. Etwas Aehnliches kommt auch bei der englischen berittenen Infanterie vor, die ihr Gewehr aufrecht in einer Art Tasche trägt, die am Sattel hängt und gegen den Bauch reiben kann. Die Erfahrung mit der Beschirrung ist die alltägliche. Neue Geschirre, die anfänglich nicht passen, bis sie nahezu defekt geworden sind oder aber die Tiere haben infolge von Abmagerung zugänglichere Stellen zum Scheuern und Schaben. Einsichtigere Leute haben durch Ausbesserung da und dort nachgeholfen; aber die schwarzen und halbschwarzen Diener fragen dem wenig nach. Und doch war Südafrika bis vor kurzem noch das Land des Transportreiters par excellence. Die sachkundigern, halbschwarzen Treiber aber, die mehr englisch gesinnt waren, suchten und fanden beim Feinde bessere Stellung. Dieser bezahlte sie für ihre Dienste, was der Bur eben nicht that.

Bei der Artillerie, von der ich früher schon hervorhob, daß sie im Kasernendienst nie Satteldrücke hatte, muß ich nun erwähnen, daß im Felde, trotz Abmagerung der Pferde, Drücke nie so ernst wurden, wie anderswo. Das bißchen Disziplin, das in den jungen, tapfern Kerls steckte, genügte, um Vorsorge zu treffen, daß sie nicht vorkamen und wenn doch, daß sie dann wenigstens nicht vernachlässigt wurden. Wo immer sie mich erreichen konnten,

Taschen finden Mikroben Gelegenheit zur Kultur. Infektiöse Oedeme, Phlegmonen und Eiterversenkungen sind deshalb konstante Begleiterscheinungen.

Von eigentlichen Kriegswunden kamen nur Schußwunden vor. Hieb- und Stichwunden sah ich nie bei Pferden. Die Schußwunden waren erzeugt entweder durch Gewehr-, Shrapnel- und Granatkugeln, oder aber durch Shrapnel- und Granatstücke. Letztere kamen am häufigsten vor, ebenso durch Geschosfstücke in Lauf gesetzte Steine und Felsenstücke.

In Natal kam englischerseits meines Wissens nur das Lee-Metford- und Lee-Enfield-Gewehr zur Anwendung. Die Kugeln, die ich auf dem Schlachtfelde fand, waren ganze Kugeln; sie waren 15 g schwer und hatten eine Länge von 32 mm und einen Durchmesser von 8 mm. Sie sind leicht konisch geformt, bestehen aus einem Mantel von Hartmetall und einem Bleikern. Der Mantel war ca. 1 mm dick. Das Mausergewehr war die Hauptwaffe der Buren. Die Kugeln wiegen 13 g, sind 7 mm im Durchmesser und ca. 30 mm lang. Alle diese Geschosse haben eine lange Flugbahn, große Durchschlagungskraft. Auf Seite der Buren kamen ferner noch in Anwendung: Lee-Metford-, Martini-Henry-, Steyer-Gewehre, Mannlicher und Jörgensen, eine Thatsache, die beweist, wie unsystematisch die Militärorganisation betrieben wurde. Als im Anzuge des Krieges die Mitteilung über den Gebrauch von Dum-Dum-Kugeln englischerseits überall Entrüstung hervorrief, dachte man daran, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und es wurden im Auftrage des Kriegsdepartementes Modelle von Dum-Dum durch Feilen hergestellt. Bei den Versuchen an einem lebenden Pferde wurde ich beigezogen und gebe in folgendem die Resultate.

Es ist bekannt, welche enorme Durchschlagskraft die kleinkalibrigen Kugeln haben, wenn sie auf kurze Distanz abgegeben worden sind. Ich könnte eine Masse Beispiele erzählen, welchen Lauf eine Kugel genommen, die man auf Pferde oder Ochsen freundlicherweise abgab. Ich will hier nur erwähnen, daß ich bei Schüssen auf kurze Distanz fast ausnahmslos Eingang und Ausgangsöffnung fand und nicht selten sogar zwei Eingangsöffnungen je nach der Richtung des Schusses und Stellung des Tieres. Die Kugeln auf eine Distanz von 100—200 m haben noch fast dieselbe Wirkung. Ich erinnere mich von der Jagd auf Antilopen her,

großer Sugillation darunter, ein großes Loch in den Bauchmuskel von etwa 5 cm Durchmesser, mit aufgeworfenen Rändern und starker Blutung. Der Grimmdarm war an einer Stelle über handgroß eingerissen und die Darmwand auf der andern Seite zerfetzt.

3) Kugel mit einem Loch in der Spitze. Distanz wie oben. Dieselbe trat hinter der Schulter zwischen zwei Rippen ein, machte einen 5 cm langen Schlitz in die Intercostalmuskel, bohrte einen trichterförmigen Kanal durch die Lunge mit ausgedehnter Blutung und verließ den Körper ebenfalls wieder zwischen zwei Rippen mit sehr großer Oeffnung.

4) Dito Kugel in die linke Herzgegend. Trat ebenfalls zwischen zwei Rippen ein, fehlte aber das Herz und riß einen enormen Gang in das Lungengewebe.

Nach dem Befund dieser Resultate konnte man sehen, daß, sobald der Mantel an der Spitze gebrochen, eine gefährliche Dum-Dum-Kugel geschaffen ist. Im Kadaver konnten wir natürlich keine ganzen Projektilen finden, sie waren arg zerrissen und verdreht, was die entsetzliche Wirkung, wie oben angegeben, begreifen läßt. Im Anfang des Krieges kamen bei den Buren keine Dum-Dum zur Verwendung. Hin und wieder sah man in einem der Bandoliere von Buren, welche Lee-Metfort-Sportgewehre hatten, sog. soft nose Kugeln, d. h. Kugeln, die zu etwa vier Fünftel aus Hartmetall bestehen mit aufgesetzter Bleispitze. Ich kenne die Wirkung dieser Dinger von der Jagd her, sie reißen schreckliche Wunden. Später aber, als man im Vreystaat auf der allgemeinen Flucht war, sah ich ganze Bandoliere voll derartiger Mauserpatronen, Eigentliche Dum-Dum, ich glaube die Engländer nennen sie Modell 4, sah ich in wenigen Exemplaren im Bandolier, welches einem gefangenen englischen Offizier abgenommen wurde. Sonst sah ich keine und fand nie, wie schon erwähnt, solche auf dem Kampfplatz liegen. Ich glaube auch, daß die anfangs des Krieges von den Engländern rapportierten Schußwunden bei Menschen und Tieren nichts anderes waren, als von den alten Bleikugeln der Martini-Henry erzeugte Wunden.

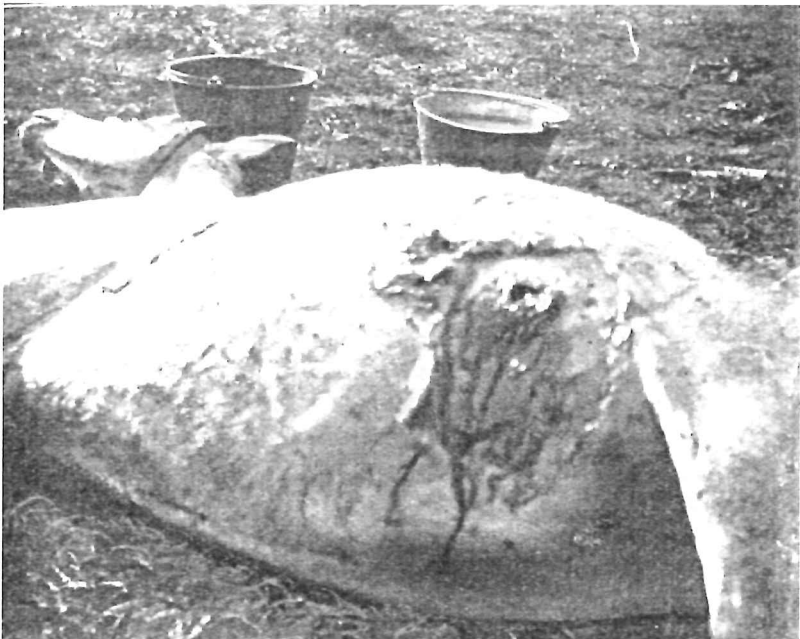
Die Granat- und Shrapnelkugeln der Engländer hatten zwei Größen. Die sog. Fünfzehnpfünder-Feldkanonen hatten die kleinere Sorte, 15 g schwer mit 14 mm Durchmesser, während diejenigen der groben Geschütze der Marineartillerie, die meist nur Lyddit

derartige Kugeln hatten sich in der Regel so gelagert, daß sie dem Tiere keinen weitem Schaden beifügten. So sah ich Pferde arbeiten mit Kugeln in der Kruppe, in den Beinen, die nicht entfernt worden waren, ja sogar nach einem Schusse, der quer durch den Bauch ging. Eine Kugel, welche die Beugsehnen am Vorderfüße eines Maultieres durchbohrt hatte, verursachte nur wenig Lahmheit. Wenn es sich also immer nur um Gewehrschüsse handelte, wäre die Aufgabe des tierärztlichen Feldchirurgen eine einfache: er kommt nicht einmal zu Blutstillungen. Anders verhält es sich mit den Riß- und Quetschwunden. In Südafrika spielte bei der tierärztlichen Wundbehandlung die Abwesenheit des Wassers eine wichtige Rolle. Die Tiere mußten da behandelt werden, wo sie waren und Wasser war meistens keines zu haben, wodurch anfängliche Trockenbehandlung unvermeidbar war. Wo immer es aber möglich war, wurde eine infizierte Wunde erst mit Sublimatlösung gewaschen und fand ich die Pastillen für den Feldgebrauch sehr praktisch. Fast immer jedoch hatte das Wasser, wie überhaupt fast alles in diesem Lande, die unvermeidliche Khakifarbe. Dann wurde die Wunde einfach mit Jodoformtannin gepudert und vorläufig sich selbst überlassen, worauf einfachere Wunden ohne weiteres heilten. Wo in der Folge üppige Wucherung auftrat, wurde konstant mit Kupfersulfat und Höllenstein geätzt. Thatächlich habe ich fast alle Wunden mit Kupfersulfat behandelt und behandeln lassen und dies mit sehr gutem Resultat. Wo immer entzündliche Oedeme und beginnende Phlegmone eintraten, wurden dieselben ebenso erfolgreich mit Kamphersalbe, grauer Quecksilbersalbe und selbst mit roter Jodquecksilbersalbe bekämpft, welche letztere mir recht oft sehr gute Dienste leistete. Ebenso bei beginnenden Satteldrücken, wo sie wahre Wunder wirkte und Schwellungen vertrieb, die man vielleicht unter andern Umständen mit dem Messer traktiert hätte. Trocken wurde auch die Mauke behandelt. Die großen klaffenden Wunden verlangten recht oft ein Zusammenziehen ihrer Ränder, um bei der Genesung Zeit zu gewinnen. Dafür paßte nun für das Feld nichts besser, als die sog. Sicherheitsnadeln, die leicht bei der Hand und schnell appliziert sind.

Auch die innerliche Behandlung war im Felde eine sehr prekäre Sache. So lange wir um Ladysmith lagen und am Tugela auf- und niedezogen, ging es noch einigermaßen. Aber einmal auf dem



Dum-Dum-Wunden.



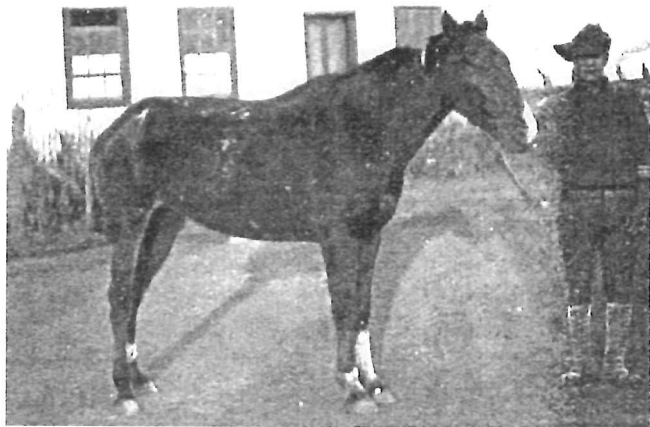
lebhaft, vom Schlage der Hunter, ohne bestimmtes Ursprungszeugnis, ein einfaches, englisches Kavalleriepferd. Nun kommt die berittene Infanterie und damit die Pferde aller Zonen. Die Kanadier mit Ahornblatt geschmückt und breitrandigem Hut auf auserlesenen Tieren ihres Landes, keiner bestimmten Rasse angehörend, ausgesucht für den Zweck, alle von fast derselben Form; aber man sah ihnen an, daß sie aus dem wilden Westen kamen. Der typische Engländer war verschwunden aus dem Kopfe und aus der Kruppe und er trug ein fremdes Gesicht. Darunter, bunt wie die Tiere selbst, waren argentinische Pferde zerstreut. Man kannte sie, die römische, d. h. spanische Nase, und dieses Kainszeichen ließ leicht jedes einzelne aus der Menge herausfinden. Nicht stolz wie der Spanier gingen sie dahin, stolzer in jeder Beziehung war der Engländer. Sie traten auf, wie wenn sie die Geschichte nichts anginge und sie für eine ungerechte Sache geopfert würden. Kleiner als die übrigen Pferde, waren sie plump und an Tücke wurden sie nur von den Maultieren übertroffen. Sie waren die Parias der englischen berittenen Infanteristen. Die Neuseeländer und die Queensländer mit Emufedern auf den Hüten, die übrigen Australier, die Tasmanier brachten alle die besten Pferde ihres Landes, Reit- und Reisepferde, bereits schon von Jugend auf an weite Distanzen und trockene Jahre gewöhnt. Alles Pferde von meistens englischer Abstammung, aber von diesen sich doch unterscheidend durch lange Beine, langen Kopf und Ohren, weniger massiv als die Europäer, aber fast ebenso knochig. Sie waren fast alle von demselben Schlage und erreichten etwa die Höhe von 155—160 cm. Auch Pferde von Indien waren da, gezüchtet und erzogen im gebirgigen Balutschestan, aber auch solche aus den Ebenen des heiligen Ganges. Sie waren meistens die Dienstpferde der indischen Bedienten, die in ihren farbigen Kostümen an die Märchen von tausend und einer Nacht erinnerten. Auch die Pferde trugen etwas Indisches an sich, wie ihre Reiter. Sie waren schlank und äußerst feingliederig. Das Schienbein war auffallend lang und ebenso auffallend waren die in geschweifter Bogenlinie geschnittenen, langen Ohren. Brust und Kruppe waren schmal und man erhielt den Eindruck, das indische Pferd sei ein geborener Phthisiker. Hinterindien war vertreten durch die Ponys aus Birma, etwa von der Größe der Shetland-Ponys, rund und

Ohne Zweifel hat der Engländer aus diesem großen Wettbewerbe der Pferde aller Erdteile seinen praktischen Nutzen zu ziehen gewußt und wir dürfen erwarten, daß der klassische Zuchtkünstler neuere Produkte schaffen wird, die den Forderungen noch besser entsprechen, als die bis jetzt erzeugten. Das südafrikanische Pferd scheint besonders in Gunst und Ansehen gestiegen zu sein und da man glaubt, daß in zukünftigen Kriegen die berittene Infanterie voll zur Geltung gelangen wird, spricht man schon davon, das hiesige Pferd als Urtypus zu nehmen, da es sich gerade als leichtes Kavalleriepferd so glänzend bewährt hat. Ja, man träumt schon davon, Südafrika werde das Zukunftsland werden, wo die Welt ihre Remonten für berittene Infanterie holen werde!

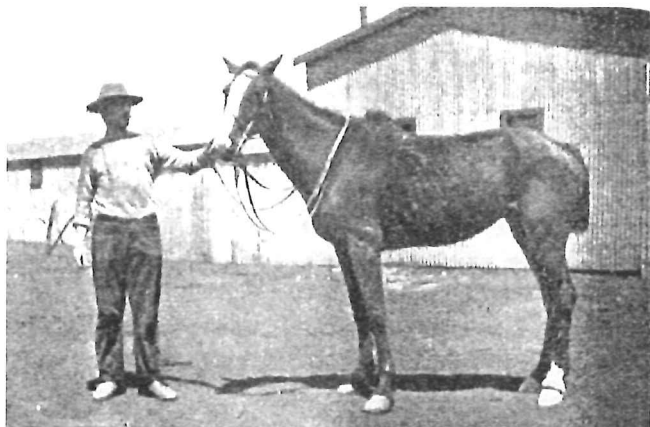
Die Pflege der englischen Pferde im Felde scheint, wenn immer möglich, eine vortreffliche zu sein. Ich urteile so vom Transport, den ich täglich an meinem Hause vorbeiziehen sehe. Die ganze Welt liefert Futter dazu. Aus England kommen komprimierte Heubündel, kommen Futterkuchen aller Art; es kommt Hafer aus Australien; Luzernheu und Mais aus Nord- und Südamerika; Kleie und Hafer aus Argentinien u. s. w. Zur Zeit wird kaum noch ein Pferd hiesiges Futter erhalten, jeder Bissen muß tausende von Kilometern hergebracht werden; eine Leistung, die sich vielleicht nur England allein erlauben kann.

Im englischen Feldlager herrscht Ordnung. Die Pferde werden an langen, am Boden liegenden, ausgespannten Leinen befestigt und fressen das Futter aus dem Kopfsack. Es existiert Stallordnung wie im Kasernendienst. Wenn eine Kolonne von einem Platze wegzieht, so werden alle Dünger- und andere Ueberreste verbrannt; sie sind reinlich, die Engländer! Um aus dem sumpfigen Boden Wasser zu schöpfen, haben sie Pumpvorrichtungen. Das Wasser wird durch einen ausgeworfenen Saugschlauch angesogen und in aus Segeltuch bestehende Tröge gehoben. Dieses ist das Wenige, das ich bis jetzt den Engländern abgucken konnte. Dieses Wenige aber hat mich gelehrt, daß Ordnung in allen Sachen nur durch Disziplin zu erreichen ist. Mit den überseeischen Pferden der Engländer kamen auch überseeische Sättel und Geschirre. Am auffallendsten waren die der Kanadier. Es war offenbar eine Nachahmung des mexikanischen Sattels, minus Verzierungen und Schmuck. Der Sattelknopf steigt senkrecht in die Höhe und endet schnabel-

Canadisches Pferd.



Argentinisches Pferd.



die hiesigen Krankheiten nur wenig und steht denselben ohnmächtig gegenüber. Ferner fehlt es ihm an einem richtigen Etappendienst, an Schutz für die kranken Tiere, sehr oft auch an passendem Futter, Wasser u. dgl. Auch hat er oft mit Leuten zu thun, die früher mit Pferden nicht umzugehen wußten. Die Notwendigkeit berittener Truppen zwang eben die Engländer, aus Fußsoldaten berittene Infanterie zu machen. Der englische Pferdarzt war also mit Verhältnissen konfrontiert, die kaum in seinem Dienstbuch vorgesehen waren. Das häufigste Leiden bei englischen Pferden ist meines Erachtens der Satteldruck. In den Feldspitälern stehen Tausende deshalb dienstuntauglicher Tiere. Sie sind so häufig, sagte mir ein englischer Kollege, daß man bei der eintönigen Arbeit fast verzweifeln könnte. Thatsächlich habe ich bei den Buren nie so schwere Drücke gesehen, wie ich sie kurz nach dem Einzuge der englischen Armee in Pretoria im Stalle meines ehemaligen Laboratoriums sehen konnte. Auch kann ich mich nicht erinnern, bei den Buren je einen unheilbaren Druck beobachtet zu haben, was jedoch hier sehr häufig der Fall war. Die englischen Offiziere sind in Beziehung auf Genesbarkeit eines Uebels sehr radikal. Wenn Aussicht vorhanden ist, daß die Heilung eines kranken Pferdes lange Zeit in Anspruch nimmt, so finden sie es zweckmäßiger, d. h. billiger, dasselbe zu töten. Bei der Vornahme der Remontierung in Pretoria sind sie fast mit allen schweren Satteldrücken abgefahren. Das läßt sich begreifen, wenn man bedenkt, daß fast jeder Bissen Futter 6000 englische Meilen transportiert werden muß. Die Ursachen der Satteldrücke sind dieselben, wie schon erwähnt. Auf den Gewaltmärschen, welche die berittenen Truppen auf ihren weiten Flankenbewegungen machen mußten, fehlte nur zu oft die reglementarische Fütterung und bei der damit gepaarten harten Arbeit war es verständlich, daß die besten Pferde in ihrer Kondition zurückkommen mußten. Der berittene Infanterist ist nun keineswegs ein Idealreiter, was ebenfalls viel zu Drücken Anlaß gibt. Abgesehen von den regulären englischen Truppen, wie z. B. Artillerie und Kavallerie, wo gut geschulte Leute mit Pferden umgehen, sind ungefähr dieselben Fehler bezüglich gedrückten Pferden begangen worden, wie bei den Amateursoldaten der Buren, die sich alle auf Mangel an Verständnis zurückführen lassen.

unfähig auf dem Marsche weiter zu gehen, werden zurückgelassen. Vom Durste getrieben wandert das arme Geschöpf, bis es zum Wasser kommt, wo es erschöpft liegen bleibt oder zu schwach ist, sich aus dem sumpfigen Boden herauszuarbeiten. Daß es in erster Linie kranke Tiere sind, die zurückgelassen werden müssen, ist selbsterklärend und werden die Wasserplätze eben in angegebener Weise infiziert. Es ist nicht ausgeschlossen, daß obige Krankheiten vielleicht importiert worden sind, oder aber, daß sie unter gegebenen Umständen in Südafrika spontan entstanden sind, wozu so reichlich Gelegenheit war, daß ein harmloser Parasit pathogen werden konnte.

Wiederum im Gegensatz zu den Burenpferden kam bei denen der Engländer recht häufig die Brustseuche vor oder sagen wir, die Lungenentzündung. Diese zu beobachten und zu studieren hatte ich genügend Gelegenheit. Wenn immer eine berittene Truppe, von außen kommend, in unserer Nähe kampierte, konnte ich unter den zurückbleibenden Invaliden Brustseuche konstatieren. Es stehen mir mehrere Sektionen zur Verfügung, deren Bild mit dem der Brustseuche korrespondierte und in diesen (etwa 10) Fällen habe ich bakteriologisch immer den *Streptococcus equi* nachgewiesen, mit denselben Eigenschaften, wie sie Schütz und Lignières angegeben. In den meisten Fällen konnte ich sie im Blute in Reinkultur finden, meistens rein auch in den angestochenen Lymphgefäßen der entzündeten Pleura. Ich möchte nun auf diesen Befund speziell aufmerksam machen, weil die Anwesenheit des Schützchen Bakteriums für die Diagnose ausschlaggebend ist. Brustseuche aber unter Pferden, die monatelang im Freien gelebt haben, nie in innige Berührung gekommen sind und fortwährend auf neue Standplätze kamen, ist etwas Auffallendes, weil gerade das Entgegengesetzte zu erwarten gewesen wäre. Ich bin deshalb auch zur Ansicht gekommen, daß diese Lungenentzündung, obwohl pathologisch anatomisch und aetiologisch mit Brustseuche identisch, vielleicht doch gar nichts damit zu thun hat. Es sind in den fast schroffen Witterungswechseln des südafrikanischen Klimas, wo innerhalb einer Stunde das Thermometer von vielleicht 40° C. auf 15° C. fallen kann, recht heiße Tage mit kalten Nächten, Sonnenschein ganz plötzlich mit Gewitter abwechselt, Momente genug, die Gelegenheit zu Erkältungen geben, in welchen eben der ubi-

Ich gestehe, daß, wenn auch die Prüfung meist unter ungünstigen Verhältnissen vorgenommen werden muß, doch ein günstiges Resultat erzielt werden kann, wenn man die Diagnose nach der Gesamtheit der Reaktionen richtet. Indessen konnte auch bei englischen Pferden beobachtet werden, daß Rotz als kontagiöse Krankheit im Felde nur wenig Gelegenheit zur Verbreitung hat.

Wieder ungleich mehr als bei den Burenpferden konnte ich bei den englischen Pferden die Hufrehe sehen; die englischen Tierärzte nennen sie Laminitis. Dieses ungleiche Verhalten liegt offenbar nicht im ungleichen Gebrauche der Pferde beider Gegner. Im Gegenteil, ich glaube, die Pferde der Buren mußten hie und da mehr leisten, als diejenigen der Engländer, da sie immer besorgt sein mußten, außerhalb des Bereiches englischer Kavallerie zu bleiben. Wenn man das Trauma als eine offenbar oft wirkende Ursache annehmen konnte, so war das doch nicht der Fall für die Mehrzahl der Vorkommnisse. Thatsache ist, daß Rehe in Pretoria immer dann beobachtet wurde, wenn Pferde ausschließlich nur mit Hafer gefüttert wurden, ohne daß sie dabei Bewegung hatten, um sie schnell in gute Kondition zu bringen. Zu einer Zeit, als fast nur Körnerfutter verabreicht wurde, kam im Krankenstall des Laboratoriums Rehe bei Pferden vor, die wegen ganz andern Leiden dort eingestellt worden waren. Mein eigenes Reitpferd, welches mir die Engländer gelassen hatten, erkrankte an Rehe, als es einmal nur mit Hafer gefüttert wurde, weil kein Langfutter erhältlich war, bei gewöhnlicher Arbeit. So häufig kam dieselbe kurz nach dem Einzug der Engländer in Pretoria vor, daß ich während drei Wochen fast täglich ein bis drei und mehr Fälle zur Beobachtung erhielt und dieses aus einer verhältnismäßig kleinen Anzahl Pferde, die mein ehemaliges Laboratorium als Krankenstall benutzten. Es ist nun eine bekannte Thatsache, was ich da schreibe und that ich es nur, um darauf hinzuweisen, daß die Fütterung doch in den meisten Fällen als aetiologisches Moment betrachtet werden kann. Als nachher die Pferde wieder mit langem Futter genährt werden konnten, verschwand die Laminitis bald ganz. Obschon ich nun die Rehe in den meisten Fällen als Fütterungskrankheit betrachte, so gebe ich dem Hafer oder andern Kernfutter nicht direkt die Schuld, indem ich Hafer als giftig betrachte, sondern ich fasse sie als

verdreht werden. So kann ich mir dieses Vorkommnis erklären, weniger durch Aneurisma, das hier bei jedem südafrikanischen Pferde zu finden und doch die Kolik verschwindend selten ist. Die Fütterung erklärt alles. Bei südafrikanischer Fütterungsweise kommt es nicht zu jener enormen Eiweißmenge, die verdaut werden muß, wie bei Kornfütterung, daher auch weniger falsche Verdauung und als Folge weniger Rehe und Kolik. Wir wissen ja aus der Physiologie, daß gerade die Eiweißstoffe in giftige Endprodukte zerfallen können und deren Absorption eben in manchen Fällen krankhafte Erscheinungen hervorruft, weshalb eine Kolik, bei der man diese krankhaften Umsetzungsprodukte schnell ganz entfernen kann, heilt.

Es mag noch erwähnt werden, daß Blindsackwälvungen häufig vorkamen. Man konnte dieselben *intra vitam*, *per anus* diagnostizieren, indem man einen harten gespannten Strang fühlte, der sich von oben nach unten ein Stück weit verfolgen ließ.

Recht oft beobachtete ich bei englischen Pferden Phlegmonen, welche häufig den Charakter reiner Rotzphlegmone mit Abscessen ähnlich dieser Krankheit geordnet trugen. Die Malleinreaktion blieb aber negativ und auch bakteriologisch konnte aus dem Eiter der Beulen nie das Rotzbakterium nachgewiesen werden. Ein großer Teil jener Phlegmonen waren Streptococcen-Infektionen und dürfte somit mit Druse zu identifizieren sein. Es fehlte mir die Zeit, alle diese Krankheitsfälle genauer zu untersuchen, doch hoffe ich später wieder Gelegenheit zu haben.

Das sind die häufigsten Krankheiten, die englische Pferde in Pretoria dienstunfähig machten. Eigentliche kriegschirurgische Fälle konnte ich auch hier keine beobachten. Auch bei den englischen Pferden kamen natürlich alle jene Krankheiten und Unfälle vor, die ich bereits bei den Pferden der Buren angeführt. Hautkrankheiten und Ungeziefer, namentlich Pferdelause sah ich bei erstern noch häufiger, als bei den Buren. Das findet seine Erklärung, wenn man bedenkt, daß die Pferde der Engländer nie zuvor solchen Einflüssen ausgesetzt waren, wie in diesem Kriege. Besitzt ein englischer Offizier oder Soldat ein Pferd, welches den ganzen Feldzug bis jetzt mitgemacht hat, so erzählt er ganz stolz diese Thatsache als etwas Außerordentliches und sind demnach solche Tiere fast eine Seltenheit.

Pferden umzugehen weiß, richtig reiten kann und Liebe zu seinen Tieren hat. Dieses alles erreicht man durch Erziehung. Der Krieg bringt es mit sich, daß der einzelne Mann viel auf sich selbst angewiesen ist und da sollte er so erzogen sein, daß er seine Pferde unter allen Umständen richtig zu behandeln weiß. Es kann bei bester Absicht, durch Unkenntnis, Schaden angerichtet werden, den ein unterrichteter Soldat vermeiden kann und liegt deshalb nach meiner Ansicht das Geheimnis eines guten Gesundheitszustandes der Pferde im Diener derselben. Mit diesem sollte der Veterinär-dienst beginnen. Somit fällt eine der Hauptaufgaben des Pferd-arztes in den Frieden. Die Möglichkeit, kranke Pferde im Felde zu heilen, ist selten; das kann nur durch einen richtig eingeführten Etappendienst erreicht werden, mit Sonderung von ansteckenden und nicht ansteckenden Krankheiten, mit Kuranstalten und Hospitälern.

Dieses meine persönlichen Ansichten. Ich bin mit wenig Enthusiasmus in den südafrikanischen Krieg gezogen; die Beobachtungen, die ich daselbst als Pferdarzt gemacht, sind sehr bescheiden und doch bin ich gewissermaßen froh, die Erfahrung eines Krieges hinter mir zu haben. Wenn ich aber einen Wunsch aussprechen mag, so ist es der, daß meine schweizerischen Kollegen niemals gerufen werden mögen, der Pflicht als aktiver Pferdarzt im Kriegsfall nachzukommen!
